

I. Wie ich einmal versuchte, meinen inneren Widerstand gegen das Mitmachen zu überwinden

Text und Illustration: Nane Weber



Als ich vor ein paar Jahren merkte, dass meine Höhenangst mit der Zeit immer stärker geworden war, ging ich ins Agrippabad und sprang vom Siebeneinhalber. Es fühlte sich davor an wie Sterben und danach wie ein großer Triumph.

Dann fiel mir neulich auf, dass mein Kopf meinen Körper ausknockt; vor allem, wenn es darum geht, einfach mal irgendwo mitzumachen, bewahrt er mich meistens davor. Bei einem Konzert würde ich mich lieber entleiben als im Takt zu klatschen oder – Gott bewahre – laut mitzusingen, und in Tanzlokale gehe ich ausschließlich zum Trinken.

Was löst diesen Unwillen aus – stelle ich mir etwa vor, dass meine sorgsam gehegte Individualität in dem Moment, da ich anfangs, mich mit anderen Bäumchen im Wind zu wiegen, mit den Individualitäten um sie herum zu einem faden, grauen Brei verkocht? Am Ende bin ich einfach nur ein Schisser, der sich mit einem Fuß auf dem anderen steht und sich um seinen Anteil an der Energie bringt, die das Kollektiv freisetzt. Diese Erkenntnis wirft unwillkürlich ein Bild an die Wand, auf dem ich als furchtsam aggressive Frührentnerin zu sehen bin, die beim ersten Anzeichen von Lebensfreude im Stockwerk über sich die Polizei anruft.

Analog zum Sprung vom Turm, mit dem ich den Schwindel bezwungen hatte, will ich mich nun also wieder dem Reiz aussetzen, um den Widerstand zu überwinden:

An einem Donnerstag Nachmittag komme ich mit Mareile, die das Beweisfoto macht, ins Bürgerzentrum Ehrenfeld. Rainer, der die Lachyoga-Gruppe leitet, und ein paar Teilnehmer sind schon da – ich darf mitmachen (darf übrigens jeder). Lachyoga ist eine Mischung aus Atem- und Bewegungsübung und fußt auf der Erkenntnis, dass Lachen gesund ist, und zwar nicht nur dann, wenn man etwas lustig findet, sondern auch, wenn das Lachen rein körperlich und willkürlich hervorgerufen ist. Man lacht zunächst einfach, um zu lachen, und daraus soll sich ein ‚echtes‘ Lachen erwachsen, mit dem man dann gar nicht mehr

aufhören kann („Fake it till you make it“). Das Lachen soll entspannen und entkrampfen und als Reflexbewegung die Aufmerksamkeit weg vom Körper lenken. Super Idee.

Im Raum sind etwa 30 Menschen, kein einziger im orangefarbenen Gewand (ich weiß auch nicht, wie ich darauf kam), sondern ein freundlicher Querschnitt durch Ehrenfeld, nur mit weniger Hipstern. Bei der ersten Übung stehen wir im Kreis, fassen uns an den Händen und lassen den Kopf nach unten baumeln. Es funktioniert sofort. Alle fangen gleichzeitig an wie verrückt loszuwiehern, und auch ich will mich wegschmeißen vor Lachen. Ich fühle mich gleich dafür belohnt, mich überwunden zu haben. Leider hat sich das bei der zweiten Übung bereits wieder erledigt: Jetzt sollen wir so tun, als ob wir uns gegenseitig Torten ins Gesicht klatschen und dabei lachen. Ich mache mit – erst einmal mit einem körperlichen Lachen, weil mein Kopf nicht versteht, was daran eigentlich witzig sein soll.

Ich schaue mir die anderen Teilnehmer an, die den Anschein erwecken, als hätten sie den Spaß ihres Lebens. Ausgelassen bewegen sie sich durch den Raum und bilden immer neue Paare, die sich gegenseitig anlachen und aufputschen und dabei die wildesten Grimassen schneiden. Vor allem einer fällt mir auf; er lacht am lautesten von allen und bewegt sich unendlich sicher und routiniert auf seinem Terrain. Wäre dies hier ein sportlicher Wettbewerb, trüge er sicher die funktionierendste Funktionskleidung und hätte die meisten anderen schon abgehängt. Im Verlauf der Stunde wird er mich noch einige Male darauf hinweisen, dass bei meiner Performanz ja wohl noch Luft nach oben sei.

Den Rest der Zeit, die sich wie Kaugummi zieht, verbringe ich damit, das zu tun, was ich nicht tun soll: Ich versuche, das alles lustig zu finden. Das gemeinsame Lachen stärkt bestimmt die Gruppe, wer sich allerdings noch nicht als Teil von ihr fühlt, ist richtig draußen. Jetzt ist mir irgendwie zum Heulen.



II. Wie ich einmal versuchte, meinen inneren Widerstand gegen den Karneval zu überwinden

Text und Illustration: Nane Weber



Nicht jeder konzentriert sich bei allem immer auf das negative Potenzial. Nicht jeder sieht eine Reitgarde und denkt: Einmarsch. Oder fragt sich, warum Funkemariechen alle fünf Meter den Hitlergruß machen müssen.

Aber wirft der Karneval nicht viel zu viele Fragen auf? Warum seit Jahrzehnten kein Humor-Update mehr durchgeführt wurde zum Beispiel. Wie amüsiert man sich, wenn überall Musik von den Höhnern läuft? Schunkeln nicht dieselben Menschen zu „Dicke Mädchen haben schöne Namen“, die den Rest des Jahres gern einen auf Stilpolizei machen? Und warum liegt ein Kotzeteppich in der Südstadt – trinken die Leute den Rest des Jahres denn keinen Alkohol? Wer lässt all die sechzehnjährigen Stewardessen ohne Hose aus dem Haus? Was soll diese Kölschtümelei, warum ist Köln überhaupt ein Gefühl? Warum machen die Bläck Föös nicht mal ein Lied über einen bulligen SUV-Fahrer, der mitten auf der Kreuzung anhält, um eine Radfahrerin zusammenzubrüllen? (Derlei sehe ich in Köln zumindest häufiger als den Dom.) Und muss man nicht ein bisschen verklemmt sein, um heutzutage noch einen genehmigten Ausnahmezustand nötig zu haben?

Mit etwas Wohlwollen sieht die Sache (wie die meisten Sachen) natürlich anders aus. Was ist dagegen einzuwenden, sich einmal im Jahr durch die Verschiebung von Geschmacksgrenzen und das Brechen von Gewohnheiten in einen Rausch hineinzumanövrieren, gegen den die anderen kleinen Räuschlein des Jahres einfach nicht anstinken können? Vor dem man sich vermutlich vier Wochen danach immer noch ein bisschen ekelt, aber den Rest des Jahres davon zehrt und sich aufs nächste Mal freut? (Im Übrigen komme ich mit der Verschiebung von Geschmacksgrenzen gemeinhin wunderbar zurecht; einmal war ich aus Neugier sogar zu Gast beim „Frühlingsfest der Volksmusik“.)

Viele meiner Bekannten macht der Karneval glücklich. Sie trinken sich lustig durch die Stadt, lernen viele Leute kennen und übertreiben dabei konsequent. Sie denken einfach nicht über die Lappen-down-Dichtete nach und stehen eben für ein paar Tage auf Schlager. Das kann doch nicht so schwer sein. Einmal habe ich

es schon versucht, aber sehr schnell gemerkt, dass man mit Ironie und Brusthaartoupet als Frau nicht weit kommt. Man muss sich schon ein bisschen engagierter anpassen.

An Weiberfastnacht besorge ich mir bei Kik das Häschen-Set. Es besteht aus pinkfarbenen Satinhandschuhen, rosa Öhrchen und einem rosa Stummelschwanz. Tanja kommt und malt mir ein Näschen. Mit wackligen Knien in Glitzerstrumpfhose finde ich mich auf der Venloer Straße ein. Passend zum Thema kaufe ich erst einmal fünf Feiglinge. Zwei trinke ich sofort, einen gebe ich dem ersten Gardisten mit Dreizack aus, der meinen Weg kreuzt. Er sieht nett aus und ist vermutlich kein Faschist. Wir treffen Batman und den Tod und machen ein Foto. Keiner steckt mir seine Zunge ins Ohr. Es läuft gut.

Als wir im Ehrenfelder Brauhaus einkehren, werden wir schon kritischer beäugt. Man hat uns hier noch nie gesehen und braucht auch keine neuen Bekannten. Ein Mann, der aussieht wie Heinz Schenk auf einer Elendsdroge weist uns darauf hin, dass alle Plätze besetzt sind, dabei wollen wir uns gar nicht setzen. Ausgerechnet jetzt muss Tanja aufs Klo. Niemand will mit mir reden. An der Wand hängt ein blöder Plastikclown, davor steht ein trauriges Cowgirl. Zwei Kölsch bringen rein gar nichts.

Wir ziehen weiter zum nächsten Etablissement. Hier ist die Atmosphäre launiger, die Leute sehen dem Anlass entsprechend beschwingt aus; allerdings ist es bumsvoll. Als Alternative zur Theke bleibt uns nur das Büdchen am Lenauplatz. Wir trinken mehr Bier, tauschen Fingernägel zum Aufkleben und treffen sogar ein paar Bekannte.

Dass Karneval die fünfte Jahreszeit ist, merke ich vor allem daran, dass ich draußen in der Kälte stehe und kalte Sachen trinke. Man vermischt also den Winter mit Dingen, die im Sommer Spaß machen; das vermischt man dann mit Dingen, die man sonst nie macht (sich als Häschen verkleiden, Feigling trinken) und Dingen, die überhaupt keinen Spaß machen (20 Minuten vor der Toilette anstehen). Daraus ergibt sich dann hoffentlich etwas, das insgesamt Spaß macht.

Wie ich einmal versuchte, meinen inneren
Widerstand gegen ekliges Essen zu überwinden

Text und Illustration: Nane Weber



Dieser Text wird nicht so gut, weil ich ihn ganz schnell schreiben muss. Ich muss ihn deshalb so schnell schreiben, weil mir schlecht ist und mir immer schlechter wird, je mehr ich über das Thema nachdenke.

Vor vielen Jahren sah ich eine Folge Jackass, in der ein verrückter Mann erst alle Zutaten für ein Omelett einzeln aß, dann die Masse in eine heiße Pfanne erbrach und schließlich das fertige Gericht verspeiste. Am anderen Ende dieser Skala gibt es Menschen, die sich vor Bananen ekeln. Ich bin keines dieser Extreme, und doch gibt es bestimmte Lebensmittel, gegen die ich mich sträube, ohne sie je probiert zu haben. Dazu gehören Innereien in jedweder Form. Wenn es bereits ethisch fragwürdig ist, wie ich überhaupt Fleisch zu essen, ist es noch viel fragwürdiger, das Filet zu essen und den Rest wegzuschmeißen.

Ich erinnere mich an Situationen in meiner Kindheit, in denen ich meinen Abscheu gegen Oliven oder extrem reifen Käse überwand. Heute gehören beide zu meiner persönlichen Auffassung von einem gelungenen Leben. Ich entscheide, dass ich jetzt alt genug bin, die letzten Vorurteile dieser Art in meinem Kopf zu überwinden. Hoffentlich wird mir die Pansensuppe, die ich zu diesem Zweck heute probieren werde, ebenfalls eine Bereicherung bringen.

Dunja begleitet mich zu dem türkischen Restaurant, in dem ich mittags schon oft Linsensuppe oder den Klassiker, der übersetzt „Der Imam fiel in Ohnmacht“ heißt, gegessen habe. Pansensuppe ist in der Türkei so beliebt wie in Köln Reibekuchen. Sie besteht hauptsächlich aus dem Vormagen von Wiederkäuern, der zunächst gereinigt und von Talg befreit und dann sehr lange in Salzwasser gekocht wird. Ihre cremige Konsistenz erhält sie durch eine Mischung aus Mehlschwitze und Eigelb, die Würze durch Knoblauch und Zitrone. Als die Suppe vor mir steht, bin ich überrascht, wie viel Fleisch sie enthält. Alle Komponenten haben dieselbe fahlweiße Farbe. Der Geruch ist ungewohnt und undefinierbar und verheißt mir, dass das

nichts ist, was ich normalerweise mag. Ich nehme den ersten Löffel und versuche mich zu konzentrieren, damit ich darüber berichten kann. Aber ich vermag nicht zu sagen, wonach es schmeckt. Der Geschmack hat überhaupt keine Ecken oder Spitzen, so wie die Röstaromen an Gegrilltem oder die Bitternis hinter der Frische an einem Radieschen. Das Essen erinnert mich einfach nur daran, dass es aus dem Inneren eines Tieres kommt. Es schmeckt tierisch und innerlich. So schlimm hatte ich es mir nicht vorgestellt.

Am meisten macht mir die Konsistenz des Fleisches zu schaffen – sie ähnelt der von in Wasser eingelegten Gummibärchen.

Der zweite Löffel scheint im Mund immer mehr zu werden; beim dritten muss ich den Versuch abbr